

Oberst a. D. Dipl. rer. mil. Bernd Biedermann

Im Diensthabenden System – Streiflichter aus dem Soldatenalltag

Die Fla-Raketentruppen der Luftverteidigung der DDR waren von 1963 bis 1990 in das Diensthabende System (DHS) der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrags integriert. Das DHS hat denen, die es zu gewährleisten hatten, außerordentlich viel abverlangt. Manchmal mehr, als der Einzelne ertragen konnte. Die Bedingungen waren dabei für alle gleich, egal ob Soldat, Unteroffizier oder Offizier. Gemessen an heutigen Maßstäben waren die Dienst- und Lebensbedingungen des Personals ungewöhnlich hart. Die psychischen und physischen Belastungen der Fla-Raketenspezialisten im DHS verlangten ganze Kerle. Sie waren, obwohl im Frieden, direkt mit dem potentiellen Gegner konfrontiert und erlebten nicht selten kritische Situationen.

In den folgenden Streiflichtern berichtet der Autor über Ereignisse, Erlebnisse und Empfindungen seiner Jahre im DHS.

Im ersten Halbjahr 1963 bestehen zwei Feuerabteilungen des Fla-Raketeregiments 13 sowohl die Abnahme zum Gefechtsschießen als auch die Zulassung zum Diensthabenden System, von uns nur „DHS“ genannt. Zu diesem Zeitpunkt ahnt noch keiner, was es uns in den kommenden Jahren bringen wird. Wir sind froh, dass wir alle Überprüfungen (durch das Regiment, die Division und das Kommando) mit Erfolg überstanden haben und freuen uns auf das Gefechtsschießen in der Sowjetunion und unseren ersten Einsatz als Diensthabende Abteilung. Der kommt bereits wenige Monate danach. Noch ist die Lage geprägt von der Krise im Karibischen Raum, die ein Jahr vorher die Welt an den Rand eines Raketen-Kernwaffenkriegs gebracht hatte. So verwundert es uns nicht, wie ernst es unsere militärische Führung meint, wenn sie besonders von den Truppen der Luftverteidigung eine hohe ständige Gefechtsbereitschaft fordert. Schließlich verfügt der potentielle Gegner auf dem Territorium der BRD über zwei taktische Luftflotten, die mehr als 1.500 Kampfflugzeuge im Bestand haben. Die meisten seiner Flugzeugtypen sind von ihren Eigenschaften und ihrer Bewaffnung her für offensive Einsätze bestimmt. Ein Teil von ihnen kann Atombomben tragen.

Um eine militärische Überraschung auszuschließen, müssen sich entsprechende Kräfte und Mittel unserer Luftverteidigung permanent in einer entsprechenden Stufe der Gefechtsbereitschaft befinden. Dazu war das DHS Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre in der Sowjetunion entwickelt und organisiert worden. Außer uns, den Fla-Raketen-Truppen, stehen auch Jagdfliegerkräfte, Funktechnische Truppen und Kräfte der Truppenluftabwehr der Landstreitkräfte der NVA und der GSSD im DHS. Gleich in den ersten Monaten stellen wir fest, dass wir immer dann, wenn schlechtes Wetter herrscht, zusätzlich in das DHS einbezogen werden. Der Grund ist einfach: Bei Unterschreitung der so genannten Sichtuntergrenze werden die Jagdflieger aus dem DHS genommen und an ihrer Stelle Fla-Raketeneinheiten zusätzlich eingeführt. Normalerweise sind wir 10 Tage mit einer Gefechtsbedienung im DHS, haben danach 10 Tage frei und weitere 10 Tage Bereitschaft, um dann erneut mit einer erweiterten Bedienung ins DHS zu gehen. Auf diese Weise wäre eine Feuerabteilung normalerweise 120 bzw. 130 Tage im Jahr direkt im DHS. In den Jahren 1963, 1964 und 1965 sind es bei uns aber immer mehr als 150 Tage. Für die diensthabende Besatzung war ein Tag im DHS angefüllt mit Ausbildung in Form von Trainings zur schnellen Herstellung der nächsten Bereitschaftsstufe, Unterricht in Gerätelehre, täglichen Kontrollarbeiten und Militärischer Körpererüchtigung (MKE).

Damals wurde unterschieden zwischen den Bereitschaftsstufen 1, 2 und 3 (B1, B2 und B3). Bei B1 befand sich die gesamte Besatzung auf ihren Gefechtsplätzen, die Raketenleitstation war durch eine Funktionskontrolle überprüft und die Sender waren hochgefahren. Die Fla-Raketen auf den Startrampen waren mit dem Hauptstecker verbunden, und in jedem der drei Kanäle war eine Rakete startbereit. Bei entsprechender Zielzuweisung wurden die Sender auf Antenne geschaltet. Die Bekämpfung eines Zieles konnte unmittelbar beginnen. In der Stufe B2, die quasi der einer diensthabenden Abteilung im DHS entsprach, befand sich Tag und Nacht eine erweiterte Besatzung in der Feuerstellung, die innerhalb von 3 Minuten in der Lage sein musste, den Komplex einzuschalten. Danach blieben ihr noch 6 Minuten für die Funktionskontrolle und zur Einnahme der Bereitschaftsstufe 1. Eine solche Besatzung verblieb unverändert in der Regel 10 Tage ununterbrochen im Dienst. Sie musste gut aufeinander eingestellt sein und jeden Handgriff und jede Meldung perfekt beherrschen. Bis wir die geltenden Normen sicher einhalten, müssen wir viele Trainings absolvieren. Irgendeine Kleinigkeit geht am Anfang immer schief. Mal fehlt ein Mann an seinem Platz, mal ist ein System nicht einschaltbar, ein anderes Mal schafft es der Aggregatewart nicht, rechtzeitig das zweite Aggregat zu starten, zu synchronisieren und zuzuschalten usw. usw. Außerdem müssen wir immer in unmittelbarer Nähe unserer Gefechtsstationen bleiben. In den ersten Monaten schlafen wir sogar in den Kabinen, da es keine Unterkünfte in der Stellung gibt. Fließendes Wasser gibt es auch nicht. Wir behelfen uns mit einem Wassertankwagen. Das Einzige, was uns immer zur Verfügung steht, ist elektrischer Strom. So müssen wir wenigstens nicht frieren, wenn es kalt ist. Unsere Heißluftgeräte haben immerhin eine elektrische Leistung von fünf Kilowatt! In den Abendstunden spielen wir in mehreren kleinen Runden Karten. Schon bald bemerken die Skatspieler, dass es immer schwieriger wird, den Skat auszureizen. Man kennt sich zu gut, und es wird zunehmend „gemauert“. Dagegen hilft „Kanone“, eine typische DHS-Erfindung. Dabei muss jeder Spieler in einer Runde zunächst alle im Skat möglichen Spiele (18, 20, 22 usw. bis zum Grand) einmal spielen. Ein Spiel, das er bereits gespielt hat, darf er nicht noch einmal spielen. Dadurch ist jeder gezwungen, sein Blatt in jedem Spiel auszureizen, weil er sonst in die unangenehme Lage kommen kann, einen Grand spielen zu müssen, wenn er vorn ist, keiner etwas sagt und er möglicherweise ein Nullspiel auf der Hand hat. Nach der Skatrunde werden dann 10 Doppelkopfspiele eingeschoben. Für einen wie mich, der kein guter Skatspieler ist, kann dieses Verfahren sehr teuer werden. Einmal habe ich in den 10 Tagen eines DHS über 27 Mark verloren. Das war viel Geld, und ein solcher Verlust war damals sehr schmerzhaft. Während der Tage im DHS sehnte man sich sehr nach einem vernünftigen Bett und einem Bad oder einer Dusche.

In der Bereitschaftsstufe B 3 befand sich nur eine verringerte diensthabende Schicht im Komplex. Der vollständige Personalbestand musste innerhalb von 20 Minuten an den Gefechtsplätzen sein, egal wo er sich aufhielt und womit er gerade befasst war.

Wie gut sind unsere Funkorter?

Die drei Funkorter, die zur Besatzung meiner Kabine gehören, müssen nahezu täglich trainieren. Nur wer geistig geeignet und körperlich fit ist und permanent trainiert, kann es zu einer hohen Meisterschaft als Funkorter bringen. Ihre Aufgabe besteht darin, mit den Handrädern die Steuerung der Antennen für die Zielbegleitung so genau und stetig vorzunehmen, dass erstens das Ziel immer im Funkmessvisier bleibt und zweitens während des Fluges der Rakete keine unzulässigen Schwankungen entstehen, die sich auf die Genauigkeit der Lenkung auswirken. Die Unter-

offiziere Horn, Jakobi und Zinke, nur wenige Jahre jünger als ich, sind meine erste Besatzung. Sie waren schon in Pinnow an unserer Seite ausgebildet worden und hatten sich für eine Dienstzeit von drei Jahren verpflichtet. Obwohl sie von ihrer beruflichen Qualifikation her höchst unterschiedliche Voraussetzungen mitbringen, werden sie bald ideale Funkorter. Wir wachsen schnell zu einem „Kampfkollektiv“, wie man es damals nannte, zusammen. Die hohen Anforderungen, die uns gestellt sind, sehen wir als eine Herausforderung an. Außerdem herrscht bei uns fast immer gute Stimmung. Auch wenn uns manchmal „das Wasser bis zum Hals steht“, wir nehmen es gelassen. Schon bald sind wir in der Lage, auch bei komplizierter Luftlage unsere Aufgaben zu erfüllen. Bei einer Überprüfung durch die Verantwortlichen für Ausbildung des Kommandos LSK/LV ereignet sich folgendes: Um festzustellen, wie genau die Funkorter ein Ziel per Handbegleitung abdecken, werden zusätzlich speziell konstruierte Messgeräte angeschlossen. Die Begleitung des Ziels beginnt. Die Messgeräte zeigen keine Abweichung. Auch als das Ziel nach Geschwindigkeit und Höhe manövriert, bewegen sich die Zeiger der Messgeräte nicht. Der leitende Offizier unterbricht die Übung und überprüft seine Geräte. Offensichtlich vermutet er einen Fehler in seiner Apparatur, denn bisher hat er noch nie erlebt, dass bei der Zielbegleitung per Hand keine Abweichungen auftraten. Als er alles kontrolliert hat, beginnt er die Überprüfung erneut. Wieder stehen die Zeiger seiner Messgeräte wie an der „0“ festgeklebt. Ich habe es gleich vermutet: Meine Männer sind besser als die Messgeräte! Auch wenn es den Offizieren des Kommandos schwer fällt, sie müssen zugeben, dass hier drei exzellente Funkorter am Werke sind, die so genau begleiten, dass die Abweichungen nicht messbar sind! Später stellt sich heraus, dass Achim Horn, der als Oberfunkorter eingesetzt ist, über die seltene Fähigkeit verfügt, die räumliche Lage von Luftzielen zueinander zu erkennen, obwohl die Bildschirme nur eine Ebene abbilden. Das ist für mich als Leitoffizier eine große Hilfe für die Auswahl der besten Feuervariante bei der Bekämpfung mehrerer Ziele.

Mig-19 im Angriff

Wir stehen wieder einmal im DHS und führen Ausbildung im Komplex durch, als sich eine Mig-19 im Tiefflug unserer Stellung nähert. Sie fliegt direkt die Raketenleitstation an. Deutlich erkennen wir den roten Stern, der die sowjetischen Kampfflugzeuge zielt. Es kann nur eine Maschine des Fliegerkorps Wittstock sein, das die MiG 19 im Bestand hat. Von uns ist niemand darüber informiert, dass eine solche Übung stattfindet. Die Maschine fliegt über uns hinweg, geht dann auf Gegenkurs und fliegt uns erneut an. Wir erleben das ohrenbetäubende Dröhnen der Triebwerke und können bei der Einleitung einer weiteren Kurve sogar das Gesicht des Piloten erkennen. Irgendwie sind wir stinksauer. Was bildet sich der Kerl ein? Weiß er nicht, dass unsere 57mm-Batterie sehr wohl das Feuer auf ihn führen könnte? Offensichtlich stört es ihn nicht. Immer und immer wieder fliegt er an. Dabei nimmt er mitunter extrem geringe Flughöhen ein. Ich ertappe mich dabei, dass ich ihm eine Kollision mit einer Baumspitze wünsche. Es dauert einige Zeit, bis die Zug- und Gruppenführer in der Stellung ihr Personal angewiesen haben, von der Bildfläche zu verschwinden. Wahrscheinlich amüsiert sich der Pilot über die Gestalten in Uniform, die zu ihm hinauf starren und doch nichts gegen ihn tun können. Für mich steht längst fest, dass es sich um eine willkürliche Übung handelt, die keineswegs geplant und genehmigt ist. In den 60er Jahren wollte mancher Flugzeugführer immer noch nicht glauben, dass die Funkmeßstationen jeden seiner Flüge verfolgen und deren Verlauf zeitlich und räumlich nachweisen konnten. Zu den liebsten Gewohnheiten zählte es, vor einem geplanten Flug zu Hause, bei Freunden oder Freundinnen

anzurufen, um ihnen zu sagen, wann sie zum Himmel schauen sollten. In dem Flugzeug, das mit den Flügeln wackeln würde, säße man selbst. Auf solche Aktionen war mancher Pilot ziemlich stolz. Die Zeit für derartiges Imponiergehabe oder ähnlichen Unsinn war nun allerdings vorbei. Der Mann in der MiG 19 hatte es wohl noch immer nicht begriffen.

Eine alte Wandzeitung und die Folgen

Schon Wochen vorher war angesagt, dass unsere Kompanie von der Politabteilung der 3. LVD kontrolliert wird, weil wir als „Beste Kompanie“ der Division ausgezeichnet werden sollen. Zu dieser Zeit stehen wir nicht im DHS und unser Kompaniechef ist zu einem Lehrgang. Deshalb muss ich ihn vertreten. Zusammen mit der Abteilungsleitung haben wir uns bestens vorbereitet. Eigentlich kann nichts schief gehen. Die Unterkünfte sind in einem vorbildlichen Zustand, der Kompanieclub ist geschmackvoll eingerichtet, jeder Soldat und Unteroffizier kennt das Thema der politischen Schulung, hat seine persönliche Verpflichtung im sozialistischen Wettbewerb im Kopf und weiß über die aktuelle Politik Bescheid. Unsere Technik war ohnehin immer in einem Topzustand, aber darum geht es bei dieser Kontrolle überhaupt nicht. Es geht sozusagen um den politisch-moralischen Zustand. Als der Leiter der Politabteilung der LVD, Oberst Küchler, mit großem Gefolge im Kompaniebereich eintrifft, melde ich ihm die Stärke der Kompanie und füge am Ende hinzu: „Die Kompanie ist gefechtsbereit.“ An dieser Stelle muss ich darauf verweisen, dass wir damals nicht oft einen leibhaftigen Oberst gesehen haben. In unserem Regiment war Oberstleutnant der höchste Dienstgrad. Wir hatten deshalb einen gehörigen Respekt allein vor dem Dienstgrad Oberst. Kaum habe ich meine Meldung beendet, fällt mein Blick auf die Wandzeitung, die unmittelbar neben uns hängt. Augenblicklich weiß ich, was wir bei der Vorbereitung vergessen haben: die Wandzeitung! Die, die da hängt, ist zwar gut gemacht, aber mindestens einen Monat alt. Es kommt, wie es kommen musste. Der Oberst schaut ebenfalls auf die Wandzeitung und sagt nach einigen Sekunden mit unverkennbarer Ironie: „Und das soll die beste Kompanie der Division sein?“ Dann setzt er fort: „So eine alte Wandzeitung ist doch unmöglich. Was sagen Sie dazu, Oberleutnant?“ Ich bin sehr betroffen, ärgere mich über mich selbst und noch mehr über die Zweifel, die der Oberst nur wegen der Wandzeitung am Zustand unserer Kompanie hat. Etwas trotzig antworte ich: „Genosse Oberst, die Kompanie ist gefechtsbereit.“ Daraufhin wendet sich der Leiter der Politabteilung mit der Bemerkung ab: „Das werden wir ja sehen.“ Von da an würdigt er mich keines Blickes mehr. Ich merke, dass ich nun nichts mehr beeinflussen kann und halte mich soweit es geht fern. Nach dem Ende der Kontrolle findet eine Auswertung statt, an der nur die Abteilungsleitung teilnimmt. Als die Kontrollgruppe in den Abendstunden das Objekt wieder verlassen hat, ruft mich unser Parteisekretär, Major Wilde, zu sich. Wir sind nur zu zweit in seinem Arbeitszimmer. Heinz schaut mich eine Weile an. Er ist längst ein väterlicher Freund geworden. Wir verstehen uns ungeachtet des Altersunterschieds sehr gut. Auch unsere Frauen und Kinder sind befreundet. Mein Parteisekretär wartet noch eine Weile und sagt dann: „Weißt Du, wie die Sache ausgegangen ist? Ihr habt in allen Fragen, außer mit Eurer Wandzeitung, glänzend bestanden. Und weißt Du auch warum? Weil Deine Männer nur positiv geantwortet haben. Die konnten fragen, was sie wollten, es gab nur überzeugende Antworten. Manchmal haben unsere Jungs so gelogen, dass sich die Balken bogen! Die Heinis von der Division haben doch keine Ahnung, von den Problemen, die wir wirklich haben. Jedenfalls haben sie alles geglaubt und sind mit den besten Eindrücken abgereist.“ Ich fühle mich danach wesentlich besser. Zugleich begreife ich, dass ich eine große Verantwortung habe und meine Truppe nicht enttäuschen darf.

Patentklasse

Zum Jahrestag der NVA am 1. März 1963 haben wir Besuch im Kasernenobjekt. Schüler mehrerer Klassen einer Pritzwalk Schule sind gekommen, um den Soldaten zu ihrem Ehrentag zu gratulieren und zu erleben, wie sie ihren Dienst versehen. Bei dieser Gelegenheit lernen wir eine erste Klasse und ihre Lehrerin kennen. Wir erleben gemeinsam ein paar schöne Stunden und sind uns bald einig, dass wir weiter in Kontakt bleiben wollen. Schon bald übernimmt unsere Kompanie die Patenschaft über die Kasse. Im Laufe der Zeit nehmen wir mehr und mehr Anteil an ihrer Entwicklung. Wir unternehmen viel mit den Kindern gemeinsam. Vorträge, Diskussionen, Bastelnachmittage, Geländespiele und Pionierappelle finden mit unserer Beteiligung statt. Die Jungen und Mädchen sind begeistert bei der Sache. Von Schuljahr zu Schuljahr wachsen die Ansprüche an die gemeinsamen Veranstaltungen. Was heute oft als „Indoktrination“ bezeichnet wird, war in Wirklichkeit ein Stück gesellschaftlicher Erziehung, die nicht nur den Kindern, sondern auch uns viel Freude gemacht hat. Nahezu unerschöpflich war der Ideenreichtum für gemeinsame Unternehmungen. Auf ihre Pateneinheit konnten sich die Pioniere verlassen. Wenn zum Beispiel ein Lehrer für längere Zeit ausfiel, dann übernahm einer von uns den Unterricht. Wir fanden immer eine Lösung. Wie sich die Sache nach 1967 weiterentwickelt hat, weiß ich nicht, weil ich nach Versetzung und Studienbeginn ein Jahr später keinen Kontakt mehr zu der Schule hatte. Die angenehmen Erinnerungen an unsere Knirpse sind bis heute geblieben.

Filmvorführung in aller Frühe

Wer war schon einmal an einem Sonntagmorgen um 07.00 Uhr im Kino? Viele werden es wohl nicht sein. Wir aber gehören zu denen, die zu so einer ungewöhnlichen Zeit ins Kino gegangen sind. Es muss ebenfalls 1963 gewesen sein, als der Filmverleih der DDR den amerikanischen Western „Die glorreichen Sieben“ erworben hatte und der Film in den Kinos gezeigt wurde. Ronald Harkner, unser Kompaniechef hatte den Film bereits gesehen, als er ein Jahr vorher in der Sowjetunion auf einem Lehrgang war. Nachdem der Film beim großen Bruder gelaufen war, darf er nun auch bei uns gezeigt werden. Ronald ist noch immer angetan von diesem Film und setzt sich dafür ein, dass er bei uns im Objekt läuft. Die Leute vom Filmverleih in Pritzwalk sehen dafür keine Möglichkeit, da sie täglich ab Mittag Vorstellungen haben und ihnen nur eine Kopie zur Verfügung steht. Mehr oder weniger scherzhaft meinen sie, sie könnten uns den Film nur am Sonntag ganz früh zur Verfügung stellen. Bis zur ersten Vorstellung um 10.00 Uhr müssen die Rollen allerdings wieder in Pritzwalk sein. Und so sitzen wir an einem Sonntag frühmorgens um 07.00 Uhr tatsächlich im Kinosaal unserer Abteilung. Alle sind gekommen, auch die Freundinnen unserer Soldaten und Unteroffiziere. Nur die Diensthabenden können nicht teilnehmen. Der Film begeistert und beeindruckt uns. Heute weiß beinahe jeder, dass „Die glorreichen Sieben“ in den folgenden Jahren ein Klassiker geworden sind, der auch schon unzählige Male im Fernsehen gezeigt wurde.

...und wie heißt dieser Geier?

Beinahe die ganze Kompanie ist zu Besuch im Tierpark Berlin. Leicht war es nicht, alle Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden, die diesem Ausflug nach Berlin entgegenstanden. Da musste zunächst die Genehmigung durch Regiment und Division eingeholt, eine Ersatzlösung für das DHS gefunden und dann auch noch die Reise und der Aufenthalt organisiert werden. Der Kanonier Gunter Helmer, der seinen Wehrdienst bei uns leistet und von dem die Idee stammte, die Hauptstadt und

den Tierpark zu besuchen, hat alles bestens vorbereitet. Ein leitender Mitarbeiter von Professor Dathe vermittelt uns in seinem Vortrag eine Vorstellung davon, wie der Tierpark das geworden ist, was er heute ist, und wie viel Arbeit sein laufender Betrieb erfordert. Bei dem anschließenden Rundgang erfreuen wir uns an der Vielfalt und der Schönheit der Tierwelt. Sehr gut empfinden wir, dass überall Schilder angebracht sind, auf denen wir nachlesen können, wen wir vor uns haben und woher das jeweilige Tier stammt. Als wir bei den Raubvögeln angekommen sind, die damals noch getrennt voneinander in einzelnen Volieren gehalten wurden, sehen wir auch einen großen Geier. Wie beinahe alle Geier sieht er nicht besonders schön aus. Weil an dem Käfig aber kein Schild vorhanden ist, das uns verrät, wen wir da vor uns haben, fragt einer: „Und wie heißt dieser Geier?“ Mitten aus der Gruppe kommt die Antwort: „Das ist der Prottengeier, der ist in Parchim zu Hause.“ Ein dröhnendes Gelächter bricht aus. Andere Besucher des Tierparks werden aufmerksam, weil unser Lachen nicht enden will. Im Gegenteil: es schwillt immer wieder neu an. Kein Wunder: hieß der Kommandeur unseres Fla-Raketen-Regiments doch Prottengeier, Peter Prottengeier! Wir schätzten ihn alle sehr, aber in diesem Zusammenhang reizte uns sein Name zu größter Heiterkeit. Noch Jahre später war, wenn ein Raubvogel am Himmel gesichtet wurde, die Frage zu hören: „Und wie heißt dieser Geier?“

„Katzengold“

„Als Gold ist es für die Katz.“ sagen die Bergleute. Obwohl es glänzt wie Gold, ist es doch ein wertloses Gestein. Horst Salomon, ein ehemaliger Hauer und Steiger der Wismut, der nach einem Studium am Institut für Literatur ein Theaterstück in 5 Akten schrieb, gab ihm den Titel „Katzengold“. Es wurde 1964 am Theater in Gera uraufgeführt und löste heftige Diskussionen in der Partei und bei Verantwortlichen der Wirtschaft aus. Es war wohl die menschliche Seite, die in dem Stück eine große Rolle spielte, und die deshalb nicht unbedingt mit der Parteilinie übereinstimmte. Wir erfuhren von dem Stück durch Jürgen Gosch, der 1965 seinen Wehrdienst in unserer Abteilung begann. Er war ein junger Schauspieler, der am Hans-Otto-Theater in Potsdam gespielt hatte. Dort gehörte er, wie wir erst später erfuhren, zu einem Freundeskreis von Wolf Biermann. Mit seiner Einberufung zum Wehrdienst wollte man ihn offensichtlich in „die gesellschaftliche Realität zurückholen“. Jürgen Gosch hatte zwar typische Künstlermanieren, war aber ein unkomplizierter, kluger und verständnisvoller Kamerad. Schon bald hatte er unsere Bibliothek so eingerichtet, dass sie von vielen besucht wurde. Dort konnte man Kaffee trinken, rauchen und an Gesprächen über Kunst und Literatur teilnehmen oder einfach nur zuhören. In einer kleinen Runde von Unteroffizieren und Offizieren entstand der Gedanke, man könne doch ein Soldatentheater bilden und kleine Stücke aufführen. Dahinter stand sicher auch der Wunsch, dem eintönigen und stressigen Dienst im DHS etwas kulturell Anspruchsvolles entgegen zu setzen. Gosch schlug vor, das Stück „Katzengold“ aufzuführen. Dabei war für ihn sicher der Aspekt des kritischen Herangehens von Salomon an wichtige Fragen des Lebens und der Arbeit in der DDR ausschlaggebend. Seine offiziellen Argumente richteten sich aber auf die geringe Länge des Stückes und die kleine Anzahl von Rollen. Für 2,- MDN (Mark der Deutschen Notenbank) bekam jeder Teilnehmer eine Broschüre des Henschelverlages mit dem vollständigen Text aller Rollen. Ich habe dieses Heft noch immer in meinem Besitz. Es erinnert mich an eine Episode meiner Dienstzeit, die ich nicht missen möchte. Ich hatte die Rolle des Lehrausbilders übernommen. Noch heute kann ich den Anfangsmonolog von Jupp Piontek auswendig hersagen: „Piontek heiße ich, Jupp Piontek. Ein Sonntagskind des Schicksals bin ich gerade nicht. Das Leben hat mich

oft geprügelt. ...Kristalle hält man gegen Licht und weiß, wie sie beschaffen sind. Bei Menschen ist es komplizierter. Vertrauen muss man investieren.“

Wir treffen uns zweimal jede Woche in den Abendstunden und proben unsere Rollen. Jürgen Gosch ist ein geduldiger Regisseur, aber dennoch müssen einige, die gern mitmachen wollen, einsehen, dass man ohne Talent nicht schauspielern kann. Wir finden aber für jede Rolle eine Besetzung und treten mit ersten Bildern vor eigenem Publikum auf. Einmal spielen wir in einem ziemlich großen Landkulturhaus mitten im tiefen Mecklenburg. Der Saal ist gut gefüllt (offenbar war Teilnehmerpflicht). Ob wir wirklich gut gespielt haben, weiß ich heute nicht mehr. Auf jeden Fall gab es Beifall, als wir unseren Auftritt beendeten. Ein langes Leben war unserem Soldatentheater nicht beschieden. Wir spürten bald, dass es von Seiten der Politorgane kein besonderes Interesse an unserem Stück gab. Versetzungen, Studienaufnahme und Beendigung des Wehrdienstes von Mitwirkenden waren weitere Gründe dafür, dass die Truppe nicht weitermachen konnte. Für mich blieb es eine wichtige Erfahrung: Mit den richtigen Partnern kann man fast alles schaffen, auch wenn die Bedingungen nicht gerade günstig sind.

Jürgen Gosch hat Jahre danach als Regisseur in Hamburg große Erfolge gefeiert. Jetzt ist er Hausregisseur am Deutschen Theater in Berlin und wurde unlängst in die Berliner Akademie der Künste aufgenommen.

Der Ballon

Es ist ein Sommertag wie aus dem Bilderbuch: strahlend blauer wolkenloser Himmel, kaum ein Lüftchen zu spüren, und es ist gerade Mittagszeit. Da erreicht uns ein Anruf aus der Stellung. Die diensthabende Besatzung hat genau über dem Mittelpunkt einen Ballon gesichtet. Der Stabschef sei bereits informiert, wir sollen aber unbedingt kommen. Im Laufschrift machen Emtan (Wolfgang Prager) und ich uns auf den Weg. Noch bevor wir die Wache am äußeren Zaun erreicht haben, hören wir kurze Feuerstöße, die nur von einer Maschinenpistole kommen können. Den Ballon haben wir längst entdeckt. Ich habe den Eindruck, dass er in einigen hundert Metern Höhe nahezu unbeweglich über der Stellung steht. Als wir nahe genug heran sind, sehen wir unseren Stabschef, der im stehenden Anschlag mit einer Maschinenpistole Kalashnikow auf den Ballon feuert. Der allerdings zeigt keine Wirkung. Nach einer Weile kommen mir Zweifel, dass der Ballon auf diese Weise zu bekämpfen ist. So schnell es geht, holen wir das Flakfernrohr TSK 30 aus dem Gefechtsstand und visieren abwechselnd den Ballon an. Merkwürdig: Trotz der gewaltigen 30fachen Vergrößerung des TSK erscheint der Ballon in der Optik kaum größer als bei der Beobachtung mit dem blanken Auge. Emtan bestätigt meinen Eindruck, nachdem er lange durch das Glas geschaut hat. Der Stabschef hat inzwischen das Schießen eingestellt. Er hat bereits 2 Magazine leer geschossen und glaubt wohl selbst nicht mehr an einen möglichen Erfolg seiner Bemühungen. Ganz langsam driftet der Ballon etwas in östlicher Richtung ab. Der Himmel trübt sich leicht ein, und mehr und mehr ändert sich unsere Wahrnehmung von der Höhe und der Entfernung des ominösen Objekts. Im Fernrohr ist deutlich zu erkennen, dass unten an dem Ballon ein größeres Gerät befestigt ist. Wir beginnen zu ahnen, dass wir es mit einem Stratosphärenballon zu tun haben. Die bewegen sich in der Regel in Höhen über 10.000m! Spätere Recherchen bestätigten unsere Annahme. Es handelte sich um einen der Spionageballons, die von den USA in der Bundesrepublik aufgelassen wurden und die mit den sog. Jetstreams in Richtung Osten drifteten. Der Leidtragende der ganzen Geschichte war unser Stabschef. Mindestens ein Jahr lang haben sich andere, die bei dem Ereignis nicht dabei waren, über den „Schlumm-schützen“ lustig gemacht, der 60 Schuss auf einen mehr als 10 km entfernten Ballon

abgegeben hat. Emtan und ich waren im Nachhinein froh, dass wir nicht geschossen haben, obwohl wir es allzu gern auch probiert hätten.

Gefechtsschießen

Nach Drücken des Knopfes „Start“ (pusk) dauert es noch winzige zwei Sekunden, dann ertönt ein ohrenbetäubender Knall. Die Erde bebt so, dass selbst die 8 Tonnen schwere Kabine, in der wir uns befinden, beachtlich ins Schwanken gerät. Mit einem Schub von 50.000 Kilopond hat das Starttriebwerk die Rakete so beschleunigt, dass sie unmittelbar nach Verlassen der Rampe bereits Überschallgeschwindigkeit erreicht. Die Funkorter haben bei der Wackelei Mühe, das Ziel weiter genau zu begleiten. Meine Augen sind wie gebannt auf die Bildschirme gerichtet. Jeden Moment muss das Signal der Rakete zu sehen sein. Ganz am unteren Rand der rechteckigen Bildschirme taucht ein heller waagerechter Strich von etwa 10 mm Länge auf. Das ist sie! Deutlich zu erkennen ist, dass die Rakete auf einer zunächst ansteigenden Flugbahn weiter an Geschwindigkeit gewinnt. Kurz vor Brennschluss der ersten Stufe, etwa nach fünf Sekunden, senkt sich die Flugbahn etwas, und unmittelbar danach löst sich der Startbeschleuniger von der zweiten Stufe, deren Triebwerk bereits arbeitet. Ausgebrannt fällt er im freien Fall etwa in einer Entfernung von 3 bis 5 km zur Erde. Dabei ist er rotglühend und hat noch ein Gewicht von 800 kg. Zu diesem Zeitpunkt hat die Station ein aktiv von der Rakete gesendetes Signal bereits erfasst und begleitet es mit einem speziellen Impuls während des gesamten Fluges. Die ersten Lenkkommandos bewirken, dass die Rakete auf die erforderliche Flugbahn einschwenkt. Das ist ein entscheidender Abschnitt des Fluges. Wenn jetzt alles glatt geht, dann ist ein erfolgreiches Bekämpfen des Zieles, das von den Funkortern ununterbrochen begleitet wird, sehr wahrscheinlich. Unsere Rakete hat nach nur einer Sinusschwingung die geforderte Flugbahn eingenommen und bewegt sich rasch in Richtung Treffpunkt. Das Ziel, in diesem Fall eine ferngesteuerte Flügelrakete, fliegt etwa mit Schallgeschwindigkeit in einer größeren Höhe, wird durch leichte Störungen überlagert und manövriert dabei ständig. Bis zur Detonation des Gefechtskopfes bleiben noch ungefähr 30 Sekunden.

Was sind 30 Sekunden gegen die vielen Stunden, Tage und Nächte, Wochen und Monate, in denen wir uns auf diesen Augenblick vorbereitet haben? Da waren die vielen Einsätze im Diensthabenden System, unzählige Überprüfungen der Gefechtsbereitschaft, Prüfungsschießen, kleine und große Übungen, darunter solche mit Verlegung des gesamten Komplexes, endlose Trainings der Funkorter und einzelner Elemente des Luftabwehrgefechts. Da waren die immer wiederkehrenden Wochen-, Monats-, Halbjahres- und Jahreskontrollen an der Raketenleitstation, das Studium der Schaltbilder bis zum völligen Verständnis der Funktionsweise der elektronischen Systeme und immer wieder, allerdings auch immer seltener, Fehlersuche im Komplex.

Selbst in unserer Freizeit gibt es keine gesicherte Ruhe. In den Treppenhäusern unserer Wohnungen befinden sich elektrische Signalhörner. Damit werden wir außerhalb der Dienstzeit alarmiert. Das kommt nicht gerade selten vor. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, dass in zwei aufeinander folgenden Jahren jeweils am Heiligabend die Hupe ertönte. Ursache waren Grenzverletzungen oder Annäherungen an die Staatsgrenze durch Flugzeuge der Bundesluftwaffe oder der US-Air-Force. Das kam natürlich auch an anderen Tagen vor, aber zu Weihnachten empfanden wir es als besondere Provokation. Für uns bedeuteten diese Alarmierungen stundenlange Abwesenheit von der Familie, bis die Bereitschaftsstufe aufgehoben wurde. Wenn wir dann wieder zu Hause ankamen, war die Bescherung

längst vorbei, und die Kinder lagen bereits im Bett. Nicht selten gibt es auch Alarme an den Wochenenden. So hat es mich an zwei aufeinander folgenden Samstagen genau in dem Moment erwischt, als ich in der Badewanne saß. Von da an sagte meine Tochter immer dann, wenn ich in die Wanne steigen wollte: „Nicht, Vati! Sonst gibt's gleich wieder Alarm.“

Der Dienst ist ein ununterbrochener Lernprozess, dem sich niemand von uns entziehen kann. Insbesondere in der Vorbereitung auf das Gefechtsschießen stehen viele Kontrollen an. Zunächst kommt eine Kontrollgruppe des Regiments, einige Wochen später die Kontrollgruppe der Division und abschließend noch die des Kommandos LSK/LV. Wenn die Abteilung zum Beispiel die Kontrolle durch die Division nicht besteht, dann wird diese Überprüfung nach einer gewissen Zeit wiederholt. Erst dann erfolgt die Überprüfung durch die höhere Ebene. Ein Glück, dass wir inzwischen einen anderen Kommandeur haben. Hauptmann Taubert, der an einer sowjetischen Militärakademie studiert hat, kam als neuer Kommandeur zu uns. Er ist fachlich sehr wohl in der Lage, nicht nur das Schießen zu leiten, sondern auch den Zustand des Komplexes zu beurteilen. Ab sofort sind Prüfungsschießen nicht mehr mit der permanenten Angst verbunden, der Schießende könnte mit einem falschen Feuerkommando die Anstrengungen der gesamten Truppe zunichte machen. Er leitet selbst viele theoretische und praktische Ausbildungsstunden und vermittelt uns ein Gefühl der Sicherheit, wie wir es bisher nicht kannten.

Während der 30 Sekunden, die noch bis zum Zusammentreffen von Rakete und Ziel verbleiben, zeigen unsere Sichtgeräte einen normalen Ablauf des Schießens. Die Funkorter begleiten das Ziel genau, die Fla-Rakete nähert sich auf der berechneten Flugbahn stetig dem Treffpunkt. Sie erhält laufend codierte Lenkkommandos und führt sie offensichtlich exakt aus. Es sieht tatsächlich genau so aus, als ob wir ein Trainingsschießen mit der Imitationsapparatur absolvieren. Ich warte darauf, dass sich der Funkzünder in der entsprechenden Entfernung vom Ziel automatisch einschaltet, um genau im richtigen Moment die Detonation des Gefechtskopfes auszulösen. Als das entsprechende Kommando anliegt, wissen wir, dass es nun gleich soweit ist. Kurz bevor die Signale von Ziel und Rakete miteinander verschmelzen, hellen sich an dieser Stelle die Bildschirme stark auf. Das ist die Wolke aus zigtausenden von Splittern, die der detonierte Gefechtskopf erzeugt hat. Die Messgeräte, auf denen wir die Ablagen der Rakete von der kinematischen Flugbahn und damit indirekt zum Ziel im Moment der Detonation ablesen können, zeigen sehr geringe Werte. Zugleich erkennen wir auf den Sichtgeräten der Funkorter, wie sich die Konfiguration des Zielsignals auflöst. Treffer! „Ziel mit einer Rakete vernichtet.“ Der Kommandeur gibt die Meldung an den Kommandanten des Schießplatzes Aschuluk weiter. Von dem sowjetischen General kommt die lakonische Antwort: „Molozü“ (Prachtkerle).

Es dauert noch eine Weile bis die Anspannung von uns abfällt. Dann liegen wir uns in den Armen. Stolz, Genugtuung und tiefe Befriedigung erfüllen uns. Es hat sich alles gelohnt, was wir in der langen und anstrengenden Vorbereitung auf diesen Augenblick auf uns genommen haben. Für dieses Erlebnis, für diesen Moment, gibt es keinen Ersatz. Von ihm geht eine äußerst starke Motivation für den weiteren Dienst aus. Zugleich stärkt es das Vertrauen in das Waffensystem und das Selbstvertrauen. Das trifft gleichermaßen auf alle Beteiligten zu, auf den Soldaten, Unteroffizier und Offizier. Der kollektive Charakter des Waffensystems hat auch zu kollektiven Verhaltensformen geführt. Gunter Helmer, der von 1963 bis 1965 seinen Wehrdienst als Funkorter bei uns leistete, schreibt dazu: „Das Denken und Handeln

in der Funktechnischen Kompanie war geprägt von dem Wissen, dass ein Fla-Raketenkomplex eine Kollektivwaffe ist und jeder, aber auch jeder, der daran arbeitet, über Erfolg oder Misserfolg bei der Bekämpfung gegnerischer Luftziele mit entscheidet. Diese Atmosphäre der gemeinsamen Verantwortung hat mein Denken und Handeln immer mehr beeinflusst. Für mich wurde immer klarer: Was Du hier machst, ist wichtig. Auch als Funkorter, als kleines Rädchen im Getriebe, hast Du einen Anteil am Erfolg der Abteilung. Das ist kein Spaß! Was Du auch zu tun hast, mach's richtig! Dieser Satz wurde mein Leitsatz.“

Auch nach mehr als 30 Jahren sind die Erinnerungen an das DHS kaum verblasst. Zu sehr hat es den Einzelnen und die Bedienungen geprägt, wenn sie über viele Jahre daran teilgenommen haben. So mancher, der in seinem vorherigen Leben nur mit geringen Anforderungen konfrontiert war, musste sich sehr anstrengen, um seine Pflichten im DHS ordentlich zu erfüllen. Im Nachhinein ist ohne Übertreibung festzustellen: Wer sich im DHS bewährt hat, der war auch anderen Herausforderungen gewachsen. Es war die bewusste militärische Disziplin, die der Einzelne begreifen und akzeptieren musste, weil es ohne sie nicht möglich war, das DHS zuverlässig zu gewährleisten. Insofern hat es auch stark persönlichkeitsformend gewirkt.

Mit dem Wissen und den Erkenntnissen von heute ist es leicht, festzustellen: Die permanent beschworene ständige Aggressionsgefahr war übertrieben. Wir mussten von dem Potential und den Strategien der anderen Seite ausgehen. Deren offensive Ausrichtung, insbesondere bei den Luftstreitkräften, war nicht zu bestreiten. Ihr Grad der Gefechts- und Mobilmachungsbereitschaft war jedoch keineswegs so hoch, wie er bei uns immer angenommen wurde. Insofern waren die mit dem DHS verbundenen hohen Bereitschaftsstufen nicht permanent zwingend notwendig. Darüber wurde allerdings nicht in der DDR entschieden. In dieser Frage die kategorischen Forderungen der sowjetischen Verbündeten in Frage zu stellen oder sich ihnen zu widersetzen, war ausgeschlossen. Zu stark war das Denken im Offizierskorps der Sowjetarmee von dem Trauma des 22. Juni 1941 geprägt. Die führenden Militärs der NVA hatten es weitgehend übernommen.

Ob oder inwieweit die hohe Bereitschaft der DHS-Kräfte zur Abwehr überraschender Luftangriffe oder Luftraumverletzungen dazu beigetragen hat, den potentiellen Gegner von militärischen Abenteuern abzuhalten, ist eine hypothetische Frage. Wir gingen stets davon aus, dass nur eine ständig hohe Gefechtsbereitschaft eine militärische Überraschung ausschließen kann.